

Franz Werfel

*Eine blassblaue
Frauenschrift*



INHALT

Über das Buch

Über den Autor

Erstes Kapitel: April im Oktober

Zweites Kapitel: Die Wiederkehr des Gleichen

Drittes Kapitel: Hoher Gerichtshof

Viertes Kapitel: Leonidas wirkt für seinen Sohn

Fünftes Kapitel: Eine Beichte, doch nicht die richtige

Sechstes Kapitel: Vera erscheint und verschwindet

Siebttes Kapitel: Im Schlaf

Über das Buch

EIN SCHLICHTER, KLEINER BRIEF ist es, der den Wiener Beamten Leonidas Tachezy aus der Bahn wirft. Geschrieben in zarter, blassblauer Schrift. Und Leonidas ahnt sofort, von wem er kommt: Seiner früheren Geliebten Vera.

Durch Anstrengung und Anpassung hat sich Leonidas zu einem wichtigen Beamten im Wiener Unterrichtsministerium hochgearbeitet. Er, der aus kleinen Verhältnissen stammt, charakterschwach und mit einem veritablen Minderwertigkeitsgefühl ausgestattet. Er, der immer sehnsüchtig und neidisch nach ›oben‹ blickte, und wünschte, er gehöre dazu, zu den ›Oberen Zehntausend‹.

Ein Glücksfall, gepaart mit seinem guten Aussehen und grenzenlosem Opportunismus, schwemmt ihn nach oben, er heiratet reich, wähnt sich endlich in Sicherheit, auf der sonnigen Seite des Lebens. Er bastelt weiter an seiner Karriere und schmiedet Pläne.

Und dann dieser Brief!

Vera, die Jüdin, bittet ihn um Hilfe. In Deutschland herrschen die Nazis, Österreich steht kurz vor dem ›Anschluss‹. Panik macht sich in Leonidas breit, der kalte Schweiß steht ihm auf der Stirn, als er zu ahnen beginnt, dass er mit Vera stärker verbunden ist, als er dachte. Mit ihr, die er doch schon erfolgreich vergessen hatte. Und nun kommt sie in seine Stadt!

›Eine blassblaue Frauenschrift‹ spielt 1936 in Wien und erschien erstmals 1941 in Buenos Aires, wohin Werfel vor den Nazis geflüchtet war. Die Novelle, virtuos komponiert, ist Werfels sprachlich elegantestes Werk. 1984 verfilmte Axel Corti die Erzählung, mit Friedrich von Thun in der Rolle

des Leonidas. Der Film wurde mehrfach ausgezeichnet. | ©
Redaktion AuraBooks, 2019

Über den Autor

FRANZ WERFEL wird am 10. September 1890 als Sohn eines Textilfabrikanten in Prag geboren. In Leipzig und Hamburg studiert er für eine Weile Jura und Philosophie und arbeitet danach u. a. als Lektor für Verlage. Während des Studiums befreundet sich Werfel mit Franz Kafka und Max Brod. Mit diesen und weiteren Kollegen wie Rainer Maria Rilke oder Gustav Meyrink gehört er später dem ›Prager Kreis‹ an, der bedeutenden Gruppe von Schriftstellern, die nach der Jahrhundertwende in Prag leben.

Zwischen 1915 und 1917 kämpft Werfel für Österreich an der russischen Front; später wird er in das Wiener Kriegspressequartier versetzt, wo er wegen seiner pazifistischen Überzeugungen große Probleme bekommt. Noch während des Krieges lernt Werfel 1917 die elf Jahre ältere Alma Mahler¹ kennen, Witwe des Komponisten Gustav Mahler und Noch-Ehefrau des Architekten Walter Gropius. Alma Mahler trennt sich von Gropius und lebt ab 1919 mit Werfel zusammen. 1929 heiraten die beiden.

In den zwanziger Jahren avanciert Werfel zu einem der populärsten deutschsprachigen Schriftsteller, und seine Bücher werden Bestseller.

Als das Nazireich sich Österreich einverleibt, geht Werfel zunächst nach Frankreich ins Exil. 1940, als die deutsche Wehrmacht auch auf Paris vorrückt, gelingt ihm im letzten Moment mit seiner Frau Alma und Heinrich und Golo Mann zu Fuß die Flucht über die Pyrenäen nach Spanien. Via Lissabon gelangen sie schließlich über Südamerika in die USA. Eine kurze Zeit ist es Werfel dort vergönnt, mit seinen Romanen Bestsellererfolge zu feiern. Am 26. August 1945 stirbt er in Los Angeles an einem Herzinfarkt.

Weitere bekannte Werke Werfels sind z. B. ›*Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig*‹, ›*Das Lied von Bernadette*‹ sowie ›*Die vierzig Tage des Musa Dagh*‹. | © Redaktion AuraBooks, 2019 ✦

¹ Alma Maria Mahler-Werfel (1879–1964) war eine der schillerndsten Persönlichkeiten zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie war Ehefrau des Komponisten Gustav Mahler, dann des Architekten Walter Gropius und schließlich des Autors Franz Werfel. Zwischendurch und nebenbei hatte sie viele Affären, meist ebenfalls mit Männern aus der Kunstszene, wie zum Beispiel dem Maler Oskar Kokoschka. Als Gastgeberin künstlerischer Salons versammelte sie in Wien und später New York Künstler und Prominente um sich und fiel stets durch ihre emanzipierte, unabhängige Lebensart und ihre pointierten Meinungen auf.

Erstes Kapitel: April im Oktober

DIE POST LAG auf dem Frühstückstisch. Ein beträchtlicher Stoß von Briefen, denn Leonidas hatte erst vor kurzem seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert und täglich trafen noch immer glückwünschende Nachzügler ein. Leonidas hieß wirklich Leonidas. Den ebenso heroischen wie drückenden Vornamen verdankte er seinem Vater, der ihm als dürftiger Gymnasiallehrer außer diesem Erbteil nur noch die vollzähligen griechisch-römischen Klassiker und zehn Jahrgänge der ›Tübinger altphilologischen Studien‹ vermacht hatte. Glücklicherweise ließ sich der feierliche *Leonidas* leicht in einen schlicht gebräuchlichen *Leo* umwandeln. Seine Freunde nannten ihn so und Amelie hatte ihn niemals anders gerufen als Leon. Sie tat es auch jetzt, indem sie mit ihrer dunklen Stimme der zweiten Silbe von Leon eine melodisch langgezogene und erhöhte Note gab.

»Du bist unerträglich beliebt, Leon«, sagte sie. »Wieder mindestens zwölf Gratulationen ...«

Leonidas lächelte seiner Frau zu, als bedürfe es einer verlegenen Entschuldigung, dass es ihm gelungen sei, zugleich mit dem Gipfel einer glänzenden Karriere sein fünfzigstes Lebensjahr zu erreichen. Seit einigen Monaten war er Sektionschef im Ministerium für Kultus und Unterricht und gehörte somit zu den vierzig bis fünfzig Beamten, die in Wirklichkeit den Staat regierten. Seine weiße ausgeruhte Hand spielte zerstreut mit dem Briefstapel.

Amelie löffelte langsam eine Grapefruit aus. Das war alles, was sie morgens zu sich nahm. Der Umhang war ihr von den Schultern geglitten. Sie trug ein schwarzes Badetrikot, in welchem sie ihre alltägliche Gymnastik zu erledigen pflegte. Die Glastür auf die Terrasse stand halb offen. Es war

ziemlich warm für die Jahreszeit. Von seinem Platz aus konnte Leonidas weit über das Gartenmeer der westlichen Vorstadt von Wien hinaussehen, bis zu den Bergen, an deren Hängen die Metropole verebbte. Er warf einen prüfenden Blick nach dem Wetter, das für sein Behagen und seine Arbeitskraft eine wesentliche Rolle spielte. Die Welt präsentierte sich heute als ein lauer Oktobertag, der in einer Art von launisch gezwungener Jugendlichkeit einem Apriltage glich. Über den Weinbergen der Bannmeile schob sich dickes hastiges Gewölk, schneeweiß und mit scharf gezeichneten Rändern. Wo der Himmel frei war, bot er ein nacktes, für diese Jahreszeit beinahe schamloses Frühlingsblau dar. Der Garten vor der Terrasse, der sich noch kaum verfärbt hatte, wahrte eine ledrig hartnäckige Sommerlichkeit. Kleine gassenbübische *[übermütige]* Winde sprangen mutwillig mit dem Laub um, das noch recht fest zu hängen schien.

Ziemlich schön, dachte Leonidas, ich werde zu Fuß ins Amt gehen. Und er lächelte wiederum. Es war dies aber ein merkwürdiges gemischtes Lächeln, begeistert und mokant zugleich. Immer, wenn Leonidas mit Bewusstsein zufrieden war, lächelte er mokant und begeistert. Wie so viele gesunde, wohlgestaltete, ja schöne Männer, die es im Leben zu einer hohen Stellung gebracht haben, neigte er dazu, sich in den ersten Morgenstunden ausnehmend zufrieden zu fühlen und dem gewundenen Laufe der Welt rückhaltlos zuzustimmen. Man trat gewissermaßen aus dem Nichts der Nacht über die Brücke eines leichten, alltäglich neugeborenen Erstaunens in das Vollbewusstsein des eigenen Lebenserfolges ein. Und dieser Lebenserfolg konnte sich wahrhaftig sehen lassen: Sohn eines armen Gymnasialprofessors achter Rangklasse. Ein Niemand, ohne Familie, ohne Namen, nein ärger, mit einem aufgeblasenen Vornamen behaftet.

Welch eine triste, frostige Studienzeit! Man bringt sich mit Hilfe von Stipendien und als Hauslehrer bei reichen,

dicklichen und unbegabten Knaben mühsam durch. Wie schwer ist es, das verlangende Hungerblinzeln in den eigenen Augen zu bemeistern, wenn der träge Zögling zu Tisch gerufen wird! Aber ein Frack hängt dennoch im leeren Schrank. Ein neuer tadelloser Frack, an dem nur ein paar kleine Korrekturen vorgenommen werden mussten. Dieser Frack nämlich ist ein Erbstück.

Ein Studienkollege und Budennachbar hat ihn Leonidas testamentarisch hinterlassen, nachdem er sich eines Abends im Nebenzimmer eine Kugel unangekündigt durch den Kopf gejagt hatte. Es geht fast wie im Märchen zu, denn dieses Staatsgewand wird entscheidend für den Lebensweg des Studenten. Der Eigentümer des Fracks war ein »intelligenter Israelit«. (So vorsichtig bezeichnet ihn auch in seinen Gedanken der feinbesaitete Leonidas, der den allzu offenen Ausdruck peinlicher Gegebenheiten verabscheut.) Diesen Leuten ging es übrigens in damaliger Zeit so erstaunlich gut, dass sie sich dergleichen luxuriöse Selbstmordmotive wie philosophischen Weltschmerz ohne Weiteres leisten konnten.

Ein Frack! Wer ihn besitzt, darf Bälle und andere gesellschaftliche Veranstaltungen besuchen. Wer in seinem Frack gut aussieht und überdies ein besonderes Tänzertalent besitzt wie Leonidas, der erweckt rasch Sympathien, schließt Freundschaften, lernt strahlende junge Damen kennen, wird in »erste Häuser« eingeladen. So war es wenigstens damals in jener staunenswerten Zauberwelt, in der es eine soziale Rangordnung und darin das Unerreichbare gab, das des auserwählten Siegers harrte, damit er es erreiche. Mit einem blanken Zufall begann die Karriere des armen Hauslehrers; mit der Eintrittskarte zu einem der großen Ballfeste, die Leonidas geschenkt erhielt. Der Frack des Selbstmörders kam somit zu providentieller² Geltung. Indem der verzweifelte Erblasser ihn mit seinem

Leben hingegeben hatte, half er dem glücklicheren Erben über die Schwelle einer glänzenden Zukunft.

Und dieser Leonidas erlag in den Thermopylen seiner engen Jugend keineswegs der Übermacht einer hochmütigen Gesellschaft. Nicht nur Amelie, auch andere Frauen behaupten, dass es einen Tänzer seinesgleichen nie gegeben habe, noch auch je wieder geben werde. Muss erst gesagt werden, dass Leons Domäne der Walzer war, und zwar der nach links getanzte, schwebend, zärtlich, unentrinnbar fest und locker zugleich? Im beschwingten Zweischritt-Walzer jener sonderbaren Epoche konnte sich noch ein Liebesmeister, ein Frauenführer beweisen, während (nach Leons Überzeugung) die Tänze des modernen Massenmenschen in ihrem gleichgültigen Gedränge nur dem maschinellen Trott ziemlich unbeseelter Glieder einen knappen Raum gewähren.

Auch dann, wenn Leonidas sich seiner verrauschten Tänzertriumphe erinnert, umspielt das so charakteristisch gemischte Lächeln seinen hübschen Mund mit den blitzenden Zähnen und dem weichen Schnurrbärtchen, das noch immer blond ist. Er hält sich mehrmals am Tag für einen ausgemachten Götterliebbling. Würde man ihn auf seine ›Weltanschauung‹ prüfen, er müsste offen bekennen, dass er das Universum als eine Veranstaltung ansehe, deren einziger Sinn und Zweck darin besteht, Götterliebblinge seinesgleichen aus der Tiefe zur Höhe emporzuhätscheln und sie mit Macht, Ehre, Glanz und Luxus auszustatten.

Ist nicht sein eigenes Leben der Vollbeweis für diesen freundlichen Sinn der Welt? Ein Schuss fällt in der Nachbarkammer seines schäbigen Studentenquartiers. Er erbt einen beinah noch funkelnagelneuen Frack. Und schon kommt's wie in einer Ballade. Er besucht im Fasching einige Bälle. Er tanzt glorreich, ohne es je gelernt zu haben. Es regnet Einladungen. Ein Jahr später gehört er bereits zu den jungen Leuten, um die man sich reißt. Wird sein allzu klassischer Vorname genannt, tritt lächelndes Wohlwollen

auf alle Mienen. Sehr schwierig ist es, das Betriebskapital für ein derart beliebtes Doppelleben herbeizuschaffen. Seinem Fleiß, seiner Ausdauer, seiner Bedürfnislosigkeit gelingt's. Vor der Zeit besteht er alle seine Prüfungen. Glänzende Empfehlungen öffnen ihm die Pforten des Staatsdienstes. Er findet sogleich die prompte Zuneigung seiner Vorgesetzten, die seine angenehm gewandte Bescheidenheit nicht hoch genug zu rühmen wissen. Schon nach wenigen Jahren erfolgt die vielbeneidete Versetzung zur Zentralbehörde, die sonst nur den besten Namen und den ausgesuchtesten Protektionskindern vorbehalten ist. Und dann diese wilde Verliebtheit Amelie Paradinis, der Achtzehnjährigen, Bildschönen ...

Das leichte Erstaunen allmorgendlich beim Erwachen ist wahrhaftig nicht ungerechtfertigt. Paradini? Man irrt nicht, wenn man bei diesem Namen aufhorcht. Ja, es handelt sich in der Tat um das bekannte Welthaus Paradini, das in allen Weltstädten Zweigniederlassungen besitzt. (Seither ist freilich das Aktienkapital von den großen Banken aufgesaugt worden.) Vor zwanzig Jahren aber war Amelie die reichste Erbin der Stadt. Und keiner der glänzenden Namen aus Adel und Großindustrie, keiner von diesen himmelhoch überlegenen Bewerbern hatte die blutjunge Schönheit erobert, sondern er, der Sohn des hungerleidenden Lateinlehrers, ein Jüngling mit dem geschwollenen Namen Leonidas, der nichts besaß als einen gut sitzenden, aber makabren Frack. Dabei ist das Wort »erobert« schon eine Ungenauigkeit. Denn, recht besehen, war er auch in dieser Liebesgeschichte nicht der Werbende, sondern der Umworbene. Das junge Mädchen nämlich hatte mit unnachgiebiger Energie die Ehe durchgesetzt gegen den erbitterten Widerstand der ganzen millionenschweren Verwandtschaft.

Und hier sitzt sie ihm gegenüber, heut wie allmorgendlich, Amelie, sein großer, sein größter Lebenserfolg. Merkwürdig, das Grundverhältnis zwischen ihnen hat sich nicht